

„Zu einem Kind, das im Stalle geboren, wird gebetet“

(E. Bloch)

Heino Sonnemans, Aachen

Der Tübinger Philosoph spricht in diesem Satz aus, was seiner Meinung nach wesentlich zum Inhalt des christlichen Glaubens und seiner Praxis gehört¹. Bloch bekennt sich selbst nicht dazu. Er stellt vielmehr nur fest: Christen beten zu einem Kind, das in einem Stalle geboren wird. Kann ein Mensch zu diesem Kind im Stall wirklich beten? Diese Frage müßten wir uns stellen, auch wenn wir nicht auf Bloch verweisen könnten. Aber Blochs Deutung macht die Beantwortung für heute besonders dringlich. Das Faszinierende, das, was unsere inneren Kräfte mobilisiert, liegt nach Bloch nicht in der alltäglich-armen Geburt dieses Kindes. Werden nicht viele Kinder weit elenderen Bedingungen ausgesetzt? Hoffnung leuchtet nicht auf, wo es einem Kind ebenso schlecht ergeht wie ungezählten anderen, sondern erst weil dieses Kind, in dem der Heiland geglaubt wird, durch die Armut und Niedrigkeit seiner Geburt eine Aussage macht, die aller Erwartung der Menschen, ihrer Sehnsucht und ihrem Verlangen, auch der Glaubenden, widerspricht, eine Aussage, die eben darum von höchster Bedeutung für die menschliche Gesellschaft ist.

Blochs Interpretation der Geburt im Stalle lautet: „Näher, niedriger, heimlicher kann kein Blick in die Höhe umgebrochen werden“². Mit Nachdruck lenkt Bloch den Blick auf *die Erde*, „die den Heiland brauchte und das Evangelium“³. Die Krippe des Kindes ist Zeichen einer neuen Art zu lieben. Der antike Eros ging auf das Schöne und Glänzende⁴, christliche Liebe hingegen wendet sich dem Verlorenen, Bedrückten, Unscheinbaren zu: „Die christliche Liebe enthält diese Hinneigung zu dem vor der Welt Unscheinbaren als Begegnung mit ihm, als Betroffenheit dieser Begegnung, sie enthält das Pathos und das Geheimnis der Kleinheit“⁵. Christliche Liebe, so zeigt Bloch auf, geht nicht auf das zu, was alle ohnehin für liebenswert halten. Sie sieht auf anderes. Sie lenkt den Blick auf das, was so gern übersehen wird. Sie vollzieht diesen Umsturz der Werte: Das Hilflöse erlangt Bedeutung, das von der Welt Weggeworfene und Verachtete wird berufen: „Das Unerwartete, den Erlöser als hilfloses Kind

¹ E. Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt 1959, 1482.

² Ebd.

³ E. Bloch, *Atheismus im Christentum. Zur Religion des Exodus und des Reichs*, Frankfurt 1968, 176.

⁴ E. Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, 1488.

⁵ AaO 1488 f.

zu finden, teilte sich der christlichen Liebe dauernd mit, am sichersten franziskanisch; sie sieht das Hilfloze als bedeutend, das von der Welt Weggeworfene als berufen“⁶. „Andacht zum Unscheinbaren leitet letzthin die Bewegungsumkehr dieser Liebe und ihres Aufmerkens, Einschlagens, Umschlag-Erwartens in den *Nebenpunkten*, *Stillepunkten*, *Anti-Größen* der Welt“⁷.

Angesichts dieser Darstellung kann man wirklich betroffen sein, weil sie so nachdrücklich unser Denken an dieses hilflose Kind mit der „Andacht“ zum Unscheinbaren verbindet, mit dem Engagement für das Verlorene und Weggeworfene, weil sie unseren Blick auf die „Stillepunkte“ der Welt, auf deren „Anti-Größen“ lenkt. Müssen wir Christen uns nicht fragen, ob unsere Liebe in der Praxis wirklich so großartig ist, wie Bloch sie darstellt? Finden wir bei den Christen, die auf das Kind im Stall blicken, finden wir in den Predigten, die an Weihnachten die Gläubigen und Suchenden treffen sollen, jenen Zug, der sich in diesem Geschehen dem Verlorenen und Weggeworfenen zuwendet? Meint die Ergriffenheit unserer Begegnung mit der Liebe dieses Festes bei allem Herrlichen auch die Mühseligen und Beladenen? Müßten nicht gerade die Christen hier ihr eigenstes Anliegen finden? Eines darf jedenfalls als sicher gelten: Sollte der christliche Blick auf das Kind im Stall nicht von dieser Dimension, auf der Bloch beharrt, geprägt sein, dann bedeutet das die Verurteilung des Christentums durch eben dieses Kind. Nicht erst das Gericht am Ende aller Tage, nicht erst die kommende Gerechtigkeit richtet uns. Schon hier erfüllt sich, daß der, welcher nicht an das Kind glaubt, schon gerichtet ist. An der Einstellung zur Bedeutung dieses Festes entscheidet sich unser Heil. Liebevoll, wenn auch noch so gläubiges Anschauen allein genügt jedenfalls nicht. Es birgt sogar eine Gefahr.

Und hier setzt Blochs Kritik an: Die Christen beten zu dem Kind im Stalle; sie freuen sich des Geschenkes von „Oben“, das ihnen Erlösung und Heil verheißt. Ihr „Blick in die Höhe“ wird durch die Nähe, Niedrigkeit und Heimlichkeit der Geburt ihres Heilandes nicht mehr entschieden genug zur Erde, zum Hier und Jetzt, zum Mitmenschen hin „umgebrochen“. Sie vergessen, daß diese Geburt in Armut ein Modellfall ist. Sie stellt Jesus von Anfang an als Anwalt der Armen hin. Er bleibt für ein ganzes Leben ein Zeichen, das den Machtverhältnissen der Welt widersprochen hat und immer widerspricht. Dieser Jesus ist parteiisch für das, was vor der Welt nichts zählt. Dabei entbehrt dieser Ruf bei aller Konfrontation nicht der Sanftheit, ohne je weichlich zu werden. Sie macht sein Handeln erst recht überzeugend.

⁶ AaO 1489.

⁷ Ebd.

Die christliche Liebe „hätte es also in sich“. Doch was ist daraus geworden? So scheint Bloch immer zu fragen. Ein Ton bitterer Enttäuschung klingt unüberhörbar mit. Zu wenig hat sich im Großen geändert. Hat sich etwa die Christenheit müde gearbeitet am Evangelium? Trifft der Blick der Christen auf das Kind im Stall wirklich auch das Verlorene? Sehen sie, daß diese Szene nur dann wahrhaftig ergriffen wird, wenn man in ihr das Weggeworfene, das Elende aller Zeiten und Orte erblickt und darin den Anruf vernimmt, es zu beheben? Geht ihr Blick nicht allzugern in die Höhe, in jenes himmlische Licht, das alles Elend dieser Welt vergessen läßt? Überschreiten sie die Erde nicht zu schnell, um des Glanzes teilhaftig zu werden, den sie hier nicht finden können? Sind gar wir Christen daran schuld, daß Bloch selbst nicht mehr in die Höhe blicken und beten kann?

Um letztere Frage beantworten zu können, gilt es allerdings die Radikalität zu kennen, mit der Bloch das „Umgebrochen-werden-müssen“ des „gläubigen Blickes in die Höhe“ angesichts der niedrigen Geburt des christlichen Heilands verstanden wissen will. Erlösung liegt nach ihm nicht allein in der Solidarität Jesu mit den Menschen, die Hilfe brauchen, nicht allein in seinem Anwaltsein für die Mühseligen und Beladenen, sondern in der durch ihn gebrachten Befreiung vom „Oben“, d. h. von Gott, von aller Transzendenz. Für Bloch ist jeder Blick nach „Oben“ ein Verrat an der Erde. Wirklich Mensch sein kann man demnach nur ohne Gott. Darum löst sich Jesus vom Vater, ja er verdrängt ihn und setzt sich an seine Stelle. Bloch interpretiert Jesus als ein Licht, das die Menschen zu einer neuen Erkenntnis führt, als ein Licht der Aufklärung, weit verschieden von jenem Licht, von dem das Evangelium des Johannes spricht, das die Welt nicht begriffen hat, als ein Licht, das nicht mehr von „Oben“ herabkommen muß, sondern das aus dem wahren Menschsein aufbricht.

Auch bei Bloch begreifen die Menschen das Jesuslicht nicht. Sie begreifen es nicht, weil sie Macht mehr lieben als Brüderlichkeit. Bei Johannes ist das Licht zwar auch untrennbar von der Liebe zu den Brüdern, aber es ist ebenfalls unlöslich mit dem Glauben an den verbunden, der Jesus gesandt hat und den er Vater nennt, mit dem Glauben an das „Oben“. Bloch hingegen: Um den Vater abzulösen, hat Jesus sich selbst als Menschensohn in die Herrlichkeit Gottes eingesetzt. Menschwerdung wird verstanden als Usurpation des Himmels. Gott wird damit zur Projektion des Menschen-Möglichen; das Menschen-Unmögliche, nur im Beschenktwerden Erreichbare, wird aus seinem Bild ausgemerzt. „Gott ... (so Bloch) ist zum menschgemäßen, menschidealen Mittelpunkt geworden ... Dazu gehörte und überzeugte ein Stifter, in dem das Wort zu Fleisch geworden, zu greifbarem, crucifixus sub Pontio Pilato. Dazu gehörte die unfingierbare Zart-

heit einer Hybris, die so ruhig behauptend sich darstellt, daß sie nicht einmal als solche empfunden worden ist und wird“⁸.

Fleisch geworden – et homo factus est. Darin sieht Bloch den vorläufigen Höhepunkt einer Entwicklung, die den Menschen aus seiner Abhängigkeit von allen Herren und Mächten dieser, wie der oberen Welt erlösend befreit. Das Bekenntnis zum Menschen Jesus, der alles „Göttliche“ realisiert (Bloch hält deshalb das Dogma von Chalkedon, die Homousie, für „unaufgebar“), habe diesen Prozeß endgültig besiegelt. Bloch sieht – am vollen Dogma vorbei – in dieser Erklärung des Konzils das Auslöschen jeder Transzendenz. Gott wurde den Menschen gleichgemacht. In der Tat: dieser Auffassung ist es unmöglich, zum Kinde im Stall zu beten, wie es Christen verstehen.

Versuchen wir ein wenig über die Konsequenzen solcher Interpretation nachzudenken. Die Ausschaltung des Vaters hat für die Deutung der Person Jesu zur Folge, daß man ihn ausschließlich als Menschen für die anderen, nicht aber als Menschen für Gott erkennt. Damit fehlt der brüderlichen Liebe Jesu, seinem Eintreten für die Mühseligen und Beladenen ein wesentlicher Aspekt: daß nämlich der Sündig-Verlorene, der Schuldig-Beladene in Jesus einer Liebe begegnet, die ihn in radikaler Weise betreffen machen muß, weil Jesus sie als Anwesenheit und Zugewesenheit der Liebe des Vaters bezeugt. Die Nähe, Heimlichkeit und Ungeheuerlichkeit dieses Anspruchs werden bei Bloch eingeebnet, ausgelöscht. Was bleibt, ist nur menschliche „Nähe“, ohne die aufbrechende Gewißheit von der „Nähe“ des Absoluten, des „Oben“.

Hier nun dürfen und müssen wir darum unseren Blick „in die Höhe“ richten. Dieser Blick brauchte aber gar nicht „umgebrochen“ zu werden, wenn er nur auf das Kind gerichtet bleibt, wie es uns begegnet. Denn die Höhe des Himmels *ist* im menschengewordenen Sohn schon „umgebrochen“. Gott selbst hat sich in Jesus uns gleichgemacht, sich erniedrigt bis zum Tod am Kreuz. Es kann dem Glauben nicht schaden, wenn er, von Bloch angeregt, über das „uns gleichgeworden“ noch einmal nachsinnt, wenn er das „Oben“ im „Unten“ findet und das „Unten“, die Erniedrigung und das Elend des Menschen, schon im „Oben“, in der Liebe des Vaters aufgehoben weiß. In solcher Besinnung schöpft er den Mut, es Jesus gleichzutun. In der Geburt erkennen wir ein Sich-Einreihen unter die „Nebenpunkte“ der Welt; ein Sich-Einreihen, das sich fortsetzt, wenn Jesus sich mit Sündern zusammen taufen läßt (obschon er eben in der Sünde uns nicht gleich wurde), wenn er mit den Ausgestoßenen Freundschaft schließt, wenn er mit Sündern ißt, wenn er sich von „zweifelhaften Personen“ Zärtlichkeit er-

⁸ AaO 1487.

weisen läßt, wenn er zusammen mit Bösewichten gekreuzigt wird (ob schon er ohne Schuld war). Liebe, die auch Schuldige umgreift, Verzeihung, die auch Wiederholungstätern nicht verweigert wird, Zärtlichkeit, wo sonst Ekel aufkommt, – das alles will weiterleben im Christentum.

Wie gut ist es doch, daß das christliche Bekenntnis dabei bleibt: *Gott* ist uns gleichgeworden, und nicht behauptet: *wir* haben ihn uns gleichgemacht. Damit lernen wir auf einen Herrn und Gott schauen, der aus Liebe verzichten kann. Der Umschlag vom Aufschauen zur „Höhe“ in die Nähe der Verlorenen, Bedrückten und Unscheinbaren ist radikaler, als er je bei Bloch sein könnte.

Das „für uns“ – der von Bloch betonte mit-menschliche, mit-erniedrigte Zug – ist im christlichen Bekenntnis nicht streichbar. Aber es ist die Inkarnation von *Gottes* Liebe, die allen Mythos überwand. Nicht das Fortschreiten des menschlichen Bewußtseins setzte die Welt in Bewegung, sondern die Fleischwerdung Gottes. So wurde der Mythos Geschichte, die Utopie Wirklichkeit, der Vor-Schein Herrlichkeit, und zwar als Geschenk, als Gnade, als Liebe zu uns allen, für uns alle. Nicht Menschen erobern den Himmel, sondern der Himmel erobert uns, schenkt sich uns, macht sich uns gleich. Das „uns gleichgeworden“ ist keine Revolution der Erde gegen den Himmel. Das hieße behaupten, Gott könne nicht Liebe sein und Liebe schenken. Wir sollten in der Menschwerdung eine Revolution des Himmels sehen, für uns geschehen, aus Liebe zu uns. Diese himmlische Revolution ist viel ungeheuerlicher als alle spekulativen Verharmlosungen, sei es von den Verächtern der Erde oder – wie bei Bloch – von den Verächtern des Himmels. Sie kehrt alles das um, was Menschen sich von Gott und seiner Liebe bis dahin hatten einfallen lassen. Sie übertrifft alles, wessen Menschen Gott für fähig hielten. Diese Liebe zertrümmert nicht die Herrlichkeit und Schönheit dessen, was wir auf Erden lieben, aber weitet das, was liebenswert ist, ins Unendliche, was nur ein Gott ausfüllen kann. Dabei bleibt es, weil Gott Mensch bleibt. Es bleibt dabei im ganzen Umfang dieser Liebe.

Eine Aufweichung der Menschwerdung Gottes bliebe – gemessen am Glauben – nicht allein im Mythos stecken, bliebe nicht nur Symbol und Zeichen, über welche (auf einer neuen Ebene) die Geschichte hinweggegangen ist⁹, sie nähme überdies der Liebe jene ungeheure Sprengkraft, die ihr, aus der bleibenden Anwesenheit Gottes als wahrer Mensch im Abseitigen, in den „Stillepunkten“, bei den Mühseligen und Beladenen eingestiftet wurde.

⁹ Vgl. P. Schütz, *Das Mysterium der Geschichte*, Kassel 1950, 161 ff.

Wie steht es also mit dem Gebet zu diesem Kind im Stalle? Können Christen zu diesem Kind beten? Wir müssen es sogar. Denn hier lehrt nicht unsere Not, sondern Gottes Liebe beten. Dies eine – und es ist viel – sollten wir von Ernst Bloch lernen: Jede Verharmlosung dessen, was da im Stall zu Bethlehem geschehen ist, verharmlost das Christentum. Wir müssen die ganze Gottesidee in diesem Kinde wiederfinden, oder aufhören, auf Gott zu schauen. Doch diese Gottesidee ist nicht nur geträumte Utopie, sondern wirklich, real – so wie erfahrene und getane Liebe real ist – das ist der christliche Glaube, in dem wir über den Marxisten Bloch hinaus zu hoffen wagen. In einem Gott, der einer von uns geworden ist, dürfen wir einer Güte begegnen, die sich nicht abwendet, auch wenn sie in unser Dunkel schaut, in unsere Untreue, unser Vergessen, unsere Verslossenheit. Sie könnte das Menschen-unmögliche nicht tun, nicht den Menschen befreien, wenn ihr die göttliche Kraft fehlte. Weil aus dem Blick auf die niedrig gewordene Höhe, auf das umgebrochene Oben, auf das zugänglich gewordene „unzugängliche“ Licht unabweislich die Aufforderung folgt, das Gleiche zu tun, ebenso zu lieben, weil mit einer unendlichen, erbarmenden Liebe beschenkt, darum wird in diesem Licht das Gebet zum Kind, das im Stalle geboren wurde, mehr als sinnvoll, wie immer die kritische Forschung die Kindheitsgeschichten Jesu im einzelnen als historisch bewerten wird. Die christliche Befreiung erscheint ungeheuerlicher als alle anderen Versuche, die Menschen erdachten oder erprobten. Gott hat seine Grenzen überschritten in die „Niedrigkeit, Heimlichkeit und Nähe eines Kindes“ hinein. Darum muß auch der betende Blick auf das Kind die Grenzen des irdischen Daseins überschreiten: zu Gott im Menschen und zum Menschen in Gott.

Wer ist mein Nächster?

Eugen Biser, München

„Gott und die Seele“ bilden nach Ansicht des jungen *Augustinus*, der in diesen Jahren des Durchbruchs freilich noch stark im Bann neuplatonischer Vorstellungen stand, das zugleich höchste und einzige Interesse des religiösen Menschen. Und der große Apologetiker *John Henry Newman* stimmte ihm über die Jahrhunderte hinweg zu, als er dasselbe Interesse mit